

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

33 (28.4.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 28. April 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 33.

Die Freiheitskämpfer.

(Schluß.)

9.

Der alte Grieche Markos Agnostis war im Besitze eines ansehnlichen Vermögens und einer wunderschönen Tochter, die Constanze hieß. Jahre lang hatte er in Ruhe und Frieden gelebt, und er konnte sich nicht entsinnen, daß ihm seit dem Tode seiner Gattin etwas Schmerzliches widerfahren wäre. Constanze, das Ebenbild ihrer verstorbenen Mutter, war in dem Schatten duftender Pomeranzen- und Olivenbäume vom lallenden Kinde zur prangenden, sechzehnjährigen Jungfrau herangewachsen. Munter wie ein junges Reh und freundlich wie eines der lieblichen Thäler Akareaniens im Glanze der Frühlingssonne, war sie die Freude und der Stolz ihres alten Vaters, und so sehr diesem auch das Herz an Geld und Gut hing, so ging ihm doch die Tochter über Alles. Da begannen auf einmal die Türken im Lande mit Feuer und Schwert zu wüthen. Manches Haus ging in Flammen auf, dessen Bewohner obdachlos in den Wäldern umherirren mußten, wenn sie nicht ein schlimmeres Geschick, der Tod durch Feindes Hand, ereilte. Constanze bedauerte diese Unglücklichen von ganzem Herzen, und Schrecken erfüllten ihre Seele, wenn sie daran dachte, daß die wilden Barbaren auch bald in der Gegend, wo sie und ihr Vater wohnten, erscheinen könnten. Und ach! die Stunde der Gefahr, sie kam unverhofft wie ein Dieb in der Nacht, auch bald für sie, die sie seither so ruhig gelebt hatten. Eines Tages drang ein starker Haufen Albanesen raubend und mordend in das Städtchen, welches Markos Agnostis seinen Wohnort nannte. Wer stehen konnte, floh; glücklich waren diejenigen, die einige Trümmer ihrer Habe zu retten im Stande waren. Markos Agnostis gehörte zu diesen. Er entkam glücklich mit seiner Tochter und einem treuen Diener, Namens Joannis, in die Wälder. Vieles hatte er zwar verloren, doch war es ihm gelungen, das, was er an Gold und kostbaren Steinen besaß, mit fortzunehmen. In einer entlegenen Höhle im Walde bei Peta hatten sie sich schon mehrere Wochen geborgen, als die für die Christen so unglückliche Schlacht stattfand. So lange sie den Donner der Kanonen und das Knattern des Gewehrfeuers hörten, wagten sie sich nicht aus ihrem Schlupfwinkel. Als es aber allmählig ruhig wurde, plagte sie doch die Neugierde gewaltig, zu wissen, wie es stehe und auf wessen Seite sich der Sieg geneigt habe. Gut bewaffnet verließ Joannis mit Anbruch der Nacht die Höhle. Er blieb lange, sehr lange aus, und Markos Agnostis und Constanze lebten in Sorge, dem treuen Diener möge irgend ein Unfall begegnet seyn. Mitternacht war schon vorüber, und noch war er nicht zurück. Da hörten sie plötzlich draußen den schweren Tritt eines Mannes; einen Moment später schien derselbe stehen zu bleiben und eine schwere Bürde nieder zu legen. Vater und Tochter lauschten in ängstlicher Spannung, und sie athmeten erst wieder frei auf, als Joannis in die Höhle trat und keuchend referirte, daß die Schlacht zwar verloren gegangen, daß aber weit und breit kein Feind mehr zu sehen sei.

„Hast Du nicht eine schwere Last getragen, Joannis?“ fragte Markos.

„Ja, Herr!“ antwortete der Diener. „Denken Sie sich, als ich auf meinem Rückwege wieder im Walde bin, sah ich auf einmal einen Mann in fränkischer Kleidung liegen. Als

ich ihn untersuche, finde ich, daß noch Leben in ihm ist, und darum hab' ich ihn auf meine Schultern geladen und hierher getragen.“

„Brav gehandelt, Joannis!“ sagte Markos. „Diese Leute sind aus weiter Ferne gekommen, um uns zu helfen, daher ist es auch unsere Schuldigkeit, ihnen beizustehen, wo und wie wir können.“

Der Fremde ward nun in die Höhle getragen. Erst am andern Tage erwachte Theodor Blank — denn er war es, den Joannis aufgefunden — wieder zum Lebensbewußtseyn. Unbeschreiblich war die Freude Constanzens, die eben an seinem Lager stand, als er zum ersten Male die Augen aufschlug. Der Jüngling war erstaunt und überrascht, sich an einem ganz fremden Orte zu erblicken; er hielt im ersten Augenblicke das engelschöne Mädchen für einen Seraph und glaubte in einer andern Welt zu erwachen. Der Seraph aber verschwand nicht, wie es seine Schuldigkeit gewesen, sondern näherte sich erröthend dem Lager des Kranken, ergriff seine Hand und fragte ihn in dem liebevollsten Tone nach seinem Befinden. Theodor versicherte, daß er sich sehr gestärkt und wie neu belebt fühle, und bezeugte dem überirdischen Wesen in den gerührtesten Worten seinen heißen Dank.

Bald genas er vollkommen unter der treuen Pflege der Höhlenbewohner, die er immer mehr lieben und achten lernte, und namentlich hatte Constanze durch ihre Körper- und Seelenschönheit einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, so daß er die zärtlichsten Gefühle für sie empfand, und als er bemerkte, wie er auch ihr nicht gleichgültig sei, beschloß er, sie zu seiner Lebensgefährtin zu wählen. Er machte zu diesem Behufe den alten Markos Agnostis mit seinen Verhältnissen in Deutschland bekannt und eröffnete ihm den Wunsch, Constanze als Gattin heimzuführen. Der Greis willigte ein, die Tochter gab freudig erdöthend ihr Jawort, und die Abreise wurde beschlossen.

Wenige Wochen hierauf flogen Markos Agnostis, Constanze und Theodor Blank auf einem französischen Schiffe über die Wogen des Mittelmeeres, um aus dem Lande des Sturms und des Kriegs in das der Ruhe und des Friedens zu steuern. Joannis war zurückgeblieben; er konnte es nicht über sich gewinnen, dem geliebten Vaterlande den Rücken zu kehren.

Wohlbehalten kamen die Drei in Deutschland an, und unbeschreiblich war die Freude im Herrenhause bei Friedenheim, als der seit der Schlacht bei Peta todtgeglaubte Theodor eines Abends in Begleitung des ehrwürdigen Greises und des schönen Mädchens in der Mitte der Seinigen erschien. Ich sage „der Seinigen“; denn er traf nicht blos Vater und Mutter, sondern auch seine Schwester Flora, die seit einiger Zeit mit ihrem Gatten und Sohnelein, dem kleinen August, auf dem Gute zum Besuche weilte. Aber nicht lange blieb diese Freude ungetrübt. Die Beantwortung der Frage: „Wo ist Onkel Eduard?“ verscheuchte bald alle Heiterkeit aus jedem Antlitz, und ich muß der Wahrheit getreu berichten, daß man dem Andenken dieses redlichen Mannes auch in dieser Stunde alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Thränen flossen, die Weineuden, wie den Dahingeschiedenen ehrend.

Karl Blank starb im Jahre 1830, wenige Monate nach dem Tode Cäcilien. Er hatte noch die Freude, einen munteren Enkel, der auch den Namen „Karl“ führte und dessen

schwarze Augen und dunkle Haare an seine griechische Mutter erinnerten, das Wort „Großvater“ aussprechen zu hören.

10.

Indem ich zum Schlusse dieser Erzählung eile, thut es mir leid, den schwarzen Vorhang vor einem der blutigen Trauerspiele, die in der jüngsten Vergangenheit in unserem sonst so friedlichen Vaterlande aufgeführt worden, für einige Augenblicke wegziehen zu müssen.

Der freundliche Leser verseze sich in Gedanken auf eine der blühenden Fluren des südwestlichen Deutschlands, die in den Tagen des Juni zu Schauplätzen des Bürgerkrieges geworden sind. Ein hartnäckiger Kampf hat sich entsponnen zwischen Deutschen und Deutschen. Der Sieg neigt sich bereits auf Seiten der Reichstruppen; doch hält die Artillerie ihrer Gegner immer noch mit jenem Muthes Stand, der zur Bewunderung hinzureißen geeignet war, und einige Abtheilungen Fußvolks kämpfen noch mit Heldemuth gegen die überlegene Taktik einer der bestdisciplinirten Armeen der Welt. Eine Schaar Turner war's aber vornehmlich, die sich mit einer Bravour schlug, welche eines besseren Geschickes würdig gewesen wäre. In dem heftigsten Pelotonfeuer standen sie unerschütterlich, obwohl Alles um sie her schon geflohen war. Der Anführer dieser Tapferen, ein hoher, schlanker junger Mann mit dichtem schwarzem Barte und langem Haare, schien der Kugeln, die ihn umzischten, nicht zu achten; sein Ablerblick schweifte stets über die Seinigen, und sobald er einen Unentschlossenen gewahrte, feuerte er ihn durch sein Wort zu neuer Thatkraft an. Zuletzt von zwei Seiten angegriffen, waren sie eben im Begriffe, kämpfend durchzubrechen, als eine Kugel die tapfere Brust des Jünglings durchbohrte. Da lag er nun, mit dem Gesichte gegen den Feind gekehrt, und in ihm verblutete vielleicht ein Brutus der neueren Zeit.

Das Treffen war zu Ende. Tief in Gedanken versunken ging ein jugendlicher Offizier über die Wahlstatt; mit Mitleid und Behmuth ruhte sein Blick auf den Gefallenen. Da sah er einen Soldaten, der weinend neben einem Todten kniete.

„Was fehlt?“ fragte der Offizier.

„Herr Lieutenant, mein Bruder, mein armer Bruder!“ schluchzte der Soldat. „Schon seit drei Jahren hab' ich ihn nicht gesehen; er ging in die Fremde . . .“

Der Offizier mochte nicht weiter hören und setzte seinen Gang fort. Er kam an die Stelle, wo jene Turner gesochten. Plötzlich blieb er stehen.

„Ist's möglich!“ rief er aus, indem sich sein Gesicht verfärbte. „Nein . . . ich kann's nicht glauben . . .“

Er beugte sich zu einem der Gefallenen nieder und schaute ihm forschend in's bleiche Angesicht.

„Ja, Du bist's, armer Vetter!“ murmelte er schmerzlich bewegt. „Musstest Du so enden? Ach, hättest Du mir gefolgt, als ich Dir im vorigen Jahre den Rath gab, Dich nicht für eine undankbare Sache zu opfern. Unglückselige Familie!“ rief er aus. „Voriges Jahr den Vater verloren durch einen Sturz vom Pferde und heute den Sohn, den hoffnungsvollen, den Letzten dieses Stammes, der eines besseren Schicksals würdig gewesen wäre — — —“

Wir haben genug gesehen, und ich lasse den Vorhang wieder niederrollen, um dieses Nachstück zu jenem Trauerspiele der neuesten Zeit zu verhüllen.

Jener Anführer der Turner war Karl Blank, einziger Sohn und Erbe Theodor Blanks und Constanzens, der Griechin. Der Offizier, welcher den Unglücklichen auf der Wahlstatt getroffen, hieß August T. und war ein Sohn Flora's.

Eder Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?

Deutschlands Herrlichkeit.

(Fortsetzung.)

So ist Deutschland. Es kann sich messen mit den reich-

sten und gesegneten Ländern der Erde. Was der Mensch bedarf zum täglichen Leben, bietet es in ungeheurer Fülle. Von seinem Ueberflusse kauft es ein, was der Süden, was der Norden der Erde an köstlichen Gottesgaben bietet. Dürfte es in einem solchen Lande wohl Arme geben, d. h. Menschen, die mit dem Hungertode ringen, Millionen, die ihres Lebens nicht froh werden, weil ihr Magen nicht satt wird? Dürfte uns der Anblick von Hunderttausenden erschüttern, die ihrem reichen Vaterlande oft blutenden Herzens den Rücken zuwenden, um in weiter Ferne eine glücklichere Heimath zu suchen. Ist der Deutsche dumm und ungeschickt? Versteht es der Deutsche nicht, den Reichtum seines Bodens zu benutzen? Der Deutsche ist verständig und klug, geschickt, thätig, unermülich. Der Deutsche versteht Alles, nur Eins nicht. Er versteht nicht, seinen Fürsten Ehrfurcht einzulösen. Das ist der Fluch, der auf ihm liegt. Das ist das namenlose Unglück seines schönen Landes.

Laßt uns den Deutschen näher betrachten. Laßt ihn uns würdigen nach seinen Thaten. Reich ist Deutschlands Boden. Und wie hat der Deutsche diesen Reichtum ausgebeutet! Wo es die Beschaffenheit des Bodens nur irgend zuläßt, da steht der Ackerbau in herrlicher Blüthe. Reiche Ernten lohnen den umsichtigen Fleiß des deutschen Landmannes. Laß Deine Blicke schweifen über die mecklenburgischen Lande, über Holstein, Hannover, Braunschweig, Sachsen, oder richte dich auf die gesegneten Fluren Württembergs, Badens und vieler Bezirke Baierns, überall findest Du Beweise von der hohen Umsicht des deutschen Landmannes im Betriebe der Ackerwirtschaft. Er steht dem Engländer, dem berühmtesten Landwirth Europa's, nicht nach. Den Franzosen übertrifft er hundertfach. Der Franzose lernt erst jetzt vom deutschen Landmanne, wie er seinem Boden die reiche Gottesgabe abgewinnen soll. Die Kultur der Waldbäume, für das häusliche, wie für das gewerbliche Leben von so ungeheurer Wichtigkeit in allen Ländern Europa's auf die unerhörteste Weise vernachlässigt, hat in Deutschland ihre ersten wissenschaftlichen und practischen Bearbeiter gefunden. Deutsche sind es gewesen, die diesem Zweige der Bodencultur eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Ob auch in einigen Gegenden der Mangel an Holz schon fühlbar wird, wie reich ist Deutschland an Holz, z. B. gegen Frankreich! Die deutsche Umsicht, der brennende deutsche Fleiß sorgt treu und unermülich für das stets wachsende Bedürfnis, und große Strecken, welche entwaldet und abgeholzt dalagen, ziehen allmählig ihr schmuckes Waldkleid wieder an. Und wie in der zweckmäßigen Benutzung und sorglichen Pflege der Wälder, so sind die Deutschen in der Gewinnung der Mineralschätze seit uralter Zeit die Lehrmeister der Nationen gewesen. — Weiß der Deutsche etwa bloß seinen Boden auszubeuten? die rohen Erzeugnisse der sorgenden Natur zu gewinnen? Nicht also! Die Gewerthätigkeit steht auch in England nicht in herrlicherer Blüthe als in Deutschland, und welchen ungeheuren Aufschwung deutscher Fleiß, deutsche Unermülichkeit dem Fabrikwesen gegeben hat, das weiß die ganze Welt. Soll ich Dir die Erzeugnisse der deutschen Fabrik- und Gewerthätigkeit hennennen? Soll ich Dir erzählen von den feinen Tuchen, die Deutschland in höchster Vollendung fabricirt? von seiner uralten Leinwandfabrikation, welche noch bis heute die köstlichste Leinwand der Welt erzeugt? von seinen vollendeten Färbereien, seinen weltberühmten Metallarbeiten, seinen Eisen- und Stahlfabriken, seinen Kupferhämmern, seinen Messingwerken, Papiermühlen, Lederwaaren u. s. w. u. s. w.? Viele Seiten will ich Dir vollschreiben von den künstlichen Erzeugnissen, welche der deutsche Fleiß dem Welthandel darbietet! In allen Gegenden Deutschlands, Mecklenburg ausgenommen, blüht das Gewerbe. Selbst das gemüthlich träge, in der Kultur des Bodens am wenigsten vorgeschrittene Oestreich hat seine bedeutenden Wolle- und Baumwollenmanufacturen. Baiern hat sein Bier, welches nicht bloß für die Münchener Bockwirth, sondern für ganz Deutschland wichtig ist, Hannover seine Flachspinnereien und seine Eisenwaaren, Württemberg seine Holz- und Lederwa-

ren, Baden seine Uhren, seine Bijouterie- und Glaswaaren. In Nord und Süd blüht das Gewerbe. Wer kennt nicht die Bremer Cigarren? Sehen wir aber die bedeutendsten Fabrikgegenden an, — Welch' ein Verkehr, Welch' ein reiches, blühendes Leben! Blicke dorthin, wo Aachen sich erhebt mit Düren, Cuxpen, Malmedy, Montjoie; oder nach Krefeld mit Gladbach, Rheidt, Grevenbroich, Biersen, u. s. w. oder in das wunderbare Wuppenthal, wo Elberfeld und Barmen mit Solingen und Lennep gleichsam eine einzige Stadt auf 4 D. Meilen bilden, eine einzige Stadt des großartigsten und mächtigsten Gewerbetriebes oder in die dichtbevölkerten Ruhr- und Siegethähler des westphälischen Bezirkes Arensberg, — Welch' ein reger, unermüdlicher Verkehr Jahr aus Jahr ein, welche Rührigkeit, welche Umsicht fleißiger, überlegender Menschen, welches Pochen und Rasseln der Maschinen, die der Menschengestalt geschaffen, daß sie die Arbeit des gedankenlosen Knechtes verrichten. Siehe auch Sachsen an, das Königreich, diese Perle Deutschlands! Ueberblicke die Lande des großherzoglichen und herzoglichen Sachsen und der Neuhäusischen Fürsten, und wahrlich Du kannst erfahren, was es auf sich hat mit deutscher Gewerthätigkeit, welche Erfolge der eiserne, deutsche Fleiß, die deutsche Kraft errungen, mit welchem Verstande, mit welcher Geschicklichkeit der Deutsche den Segen seines schönen Landes auszubeuten gewußt hat!

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bedenken über die steigende Kostspieligkeit des modernen Staats- und Privathaushalts.

Der deutsche Ausdruck Haushalt ist ein sehr bezeichnender sinnreicher Begriff. Man hält etwas, damit es nicht umfalle oder einstürze. Wenn nun die deutsche Sprache unter Haushalt ein gutes oder ökonomisches System, eine zweckmäßige Ordnung der sämtlichen Geschäfte, verbunden mit einer sorgfältigen Abwägung der Einnahmen und Ausgaben, versteht, so deutet sie mit diesem Worte zugleich auf die erwünschten Folgen hin, daß nämlich durch eine gute Wirthschaft das Haus — oder der Wohlstand der Familie — erhalten wird, woraus sich von selbst das Gegentheil ergibt, daß eine schlechte Oekonomie den Umsturz des Hauses herbeiführt; eine Wahrheit, die in unsern Tagen, wo Viele ihre Befriedigung mehr außer als in dem Hause suchen, leider nur zu oft verkannt wird. Wer nun die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, kann nicht verkennen, daß unser Haushalt viel kostbarer geworden ist, als der unserer Vorfahren war, und daß diese Kostbarkeit gar häufig den Ruin des Hauses und der Familie nach sich zieht, so wie man denn überhaupt mehr auf das Zierliche, als auf das Solide, steht und die glänzende Oberfläche dem starken Gehalte vorzieht. Die Alten dagegen zogen die starken, soliden Stützen ihres Hauses den zarten und polirten vor, zerschlugen ihr Gold und Silber nicht zu dünnen Blättchen, die jeder Wind der Mode wegnehmen kann, kannten die nichtigen Flitter des Luxus wenig oder gar nicht, und vergaßen nicht über dem Genuß von heute das Bedürfnis von morgen, sondern waren vor Allem darauf bedacht, einen Nothpfennig zurückzulegen, um gegen mögliches Mißgeschick gerüstet zu seyn.

Die jetzige Generation, deren gerühmte Klugheit gewöhnlich wie die Becken für jeden Tag neugebacken ist und nicht für die Zukunft aushält, hat mit den alten Moden auch die alten guten Gewohnheiten unserer Altvordern abgelegt, und die Kunst der soliden Haushaltung ist gar sehr in Verfall gekommen. Man wirft sein Geld hin, um glänzenden Schein, bunte Flitter, rauschende Vergnügungen, prunkende Schaustellungen u. s. w. zu erkaufen, und bei dieser Liebhaberei mehren sich die Formen des Luxus täglich und bewegen sich nicht bloß auf den Höhen des socialen Lebens, sondern steigen auch in die niederen Sphären des Volks herab, an dessen Mark der sonst unbekanntes Luxus wie ein gefräßiger Wurm nagt. Da nun diese verschiedenen

Vergnügungs- und Modeformen viel Geld kosten, so befinden sich die Liebhaber oft in dem Falle, daß die Ausgaben ihre Einnahmen übersteigen und nicht bloß der Nothpfennig fehlt, sondern auch dem Bedarf der Gegenwart nicht genügt werden kann.

Man nennt diese Erscheinung — zum Beweis, daß sie nicht in der vaterländischen Sitte gegründet ist, — mit einem fremden Namen ein Deficit. Weil nun dadurch keine geringe Verlegenheit entsteht, was Wunder, wenn man auf Mittel denkt, derselben abzuhelfen, und es dabei nicht eben sehr genau nimmt; daher man in diesen Tagen so viel von Schwindelereien hört. Wenn keine Kunstgriffe mehr helfen wollen, was ist da zu machen, als Schulden? Und in dieser Practica zeigen oft gerade Diejenigen die meiste Virtuosität, die sonst nichts Besonderes zu machen und zu produciren verstehen. Daß es bei diesem Schuldenmachen nicht leicht ohne zweideutige Kunstgriffe und betrügerische Vorspiegelungen, also ohne Schuld nicht abgehen kann, liegt auf der Hand. Schuld und Schulden sind aber zwei Dinge, die einem Menschen das Leben weidlich verbittern können. Indes der Mensch gewöhnt sich an Alles, und so finden wir, daß die routinirten Schuldenmacher in der Regel besser schlafen, als ihre Gläubiger. Wenn diese endlich ungeduldig werden und bezahlt seyn wollen, so erklärt sich der Schuldner für insolvent und setzt sich mit ihnen, welches Sezen darin besteht, daß der Gläubiger zwischen zwei Stühlen zu sitzen kommt und entweder einen fruchtlosen Prozeß anfangen, oder sich mit geringen Prozenten begnügen muß. Das Letztere nennt man auch *à ce voir*; man kann aber eben nicht sagen, daß durch eine solche Procedur harmonische Accorde in das gesellschaftliche Leben kommen. Wenn ein Handelshaus zu diesem Mittel greift, so sagt man: das Haus ist gefallen, oder seine Bank ist gebrochen; aber nicht bloß Handels-, sondern auch andere Häuser fallen, wenn kein ordentlicher Haushalt darin getrieben wurde. Man kann demnach als Regel aufstellen, daß Jeder, der die Kunst des Haushaltens nicht versteht und übt oder zu viele kostbare Luxusartikel in sein Haus einführt, gewärtig seyn muß, den Fall desselben zu erleben. (Schluß folgt.)

Aus Buddelmeyer's Dagebuch.

+ In Frankfurt am Main spukt ein schreckliches Gespenst, welches bisher bloß bei Nacht umging, jetzt aber sich bereits am hellen lichten Tage sehen läßt. Et is en jroket schauerhaftes Knochenjerippe mit 34 Dodtenköpfe des Janze is in'n Leichenduch jehüllt, riecht nach'n Dodtenjrabber un klappert mit seine Lebeine en schaurijes Trabelied. In de Nacht zwischen 12 un 1 Uhr danzt et us'n Kirchhof enen dollen Rankan, wozu Herr von Blittersdorf, der edle Musikante uf ene jeborstene Basjeige des Lied spielt:

Et kann ja nich immer so bleiben,
Hier unter den wechselnden Mond!

+ Professor Kinkel is aus Raugard abjeholt, jeworren, um in Köln vor die Affsen jestellt zu werren. Da er bereits zu lebenslängliche Zuchthausstrafe verjpuht is, in Köln aber möglicherweise noch uf 20 Jahre nach Lebenszeit verzuchthäuselt werren kann, so is der Pabst jebeten jeworren, ene Requisition an'n heiligen Petrus zu stellen, deß er uf de jrüne Wiese ene Zelle bauen läßt un dieselbe mit'n Spinnrad bevölkert.

+ Rann is Mekelnburg-Schwerin endlich och jtlücklich uf die Station Preußen anjelangt. Der Froschherzog hat vor des Interim einen tiefen Diener jemacht un jesagt: „Pfeiffen Sie man, ick wer' danzen!“ denn hat er sein Ministerjum jeschafft, die Kammern vertagt un sich nen jefunden Ministerpräsidenten, mit Namen Graf Bülow, von Preußen jempumpt. Die Kammer hat sich aber nich vertagen laaßen jewollt, der Präsident hat ne neue Sizung anberaamt, die Tribünen haben Fisat! jeschrieen, un — der Staatsanwalter schneidt sich ne Feder.

